



KAMMBERG SCHRIFTEN



Heimatverein
Pillersee



Dr. Herwig Pirkl (1931 - 2021)

Anlässlich eines Adolari-Bittganges des Heimatvereins Pillersee am 6. Mai 2006 überreichen die Bürgermeister unserer vier Gemeinden dem hochverdienten Nestor der heimatlichen Geschichtsforschung den Pillerseer Ehrenring. Über Jahrzehnte hindurch brachte Dr. Pirkl in uneigennütziger Weise Licht in das Dunkel vergangener Jahrhunderte und war maßgeblich an der Gestaltung unser vier Heimatbücher beteiligt.

Die Brechlstube beim Gries-Waidei

Hans Edelmaier



Hanfbearbeitung

Dort, wo heute der Busumkehrplatz beim „Gries-Waidei“ liegt, stand früher eine Brechelstube¹ („Billstube“) der Mitterwarminger Bauern.

Flachs ist der Ausgangsstoff für die Leinwand- oder Linnenerzeugung, neben der Wolle damals die wichtigste Textilfaser. Im 19. Jahrhundert wurde das Leinen durch die billigere Baumwolle fast völlig verdrängt. Mittlerweile gewinnt es als ökologische Naturfaser wieder an Bedeutung.

Flachs wurde im Frühjahr angebaut und wenige Wochen später schon leuchtete das Flachsfeld weiß oder blau in voller Blüte. Wenn die Samenkapseln raschelten, schritt man zur Ernte.

Die Leinpflanzen werden mit der Wurzel geerntet („gerauft“), weil die Faser bis in die Wurzel reicht und beim Mähen verkürzt wird. Das Stroh wird in Schwadlage am Boden ausgelegt, mit einer Art übergroßen eisernen Kamm geriffelt (die Samenkapseln entfernt und daraus das Leinöl gewonnen) und getrocknet („geröstet“), wodurch sich die Faserbündel vom umgebenden Gewebe lösen. Das erfolgt zumeist in der Brechelstube ausgebreitet neben einem Ofen, weshalb die Brechelstube wegen der Feuergefahr zur Hälfte gemauert war, damit der Ofen ge-

fahrlos Hitze abstrahlen konnte, und zur Hälfte aus Holz gebaut.²

Es gab auch einfachere ausgemauerte Brechelgruben, die mit einem Feuer ausgeheizt wurden und der Flachs über der Glut gedörft wurde. Eine solche Brechelgrube befand sich beim Gehöft Willegg (Schweinester).

Der trockene (geröstete) Hanf wird nunmehr gebrechelt, d.h. die Holzfaser mit der Brechel gebrochen, die sich daraufhin vom Flachs löst. Durch Hecheln fällt die Faser ab, die als reiner Flachs am Spinnrad versponnen und später in der winterlichen „Lichtarbeit“³ am Webstuhl zu „wirchenem Tuch“⁴ verwebt wird.

Als Abfall bleibt Werg, der noch viele Holzbestandteile der Stengel („Agn“) enthält. Man verwendet es zur Herstellung von Seilen und starken Schnüren, aber auch von grobem „harbigem“ Tuch (im Gegensatz zum „wirchenem“ Tuch aus Leinen). Daraus fertigte man Schürzen oder grobe Hemden, die fast unzerreißbar waren. Solche Hemden waren bei Rangglern, Holzknecchten und Bergknappen hochgeschätzt. Aber das grobe Tuch stach auch mit seinen Agn in die Haut: „Man musste an solch ein Kleidungsstück schon gewöhnt sein, sonst kam man in den Verdacht, Flöhe am Leib zu haben.“⁴



Der Ofen der Brechelstube am Grieswaidei

Beim Haslingbauern in Flecken bei St. Ulrich hat Anton Foidl 2003 eine solche Brechelstube museal renoviert.

Brechelbräuche⁵

Beim Brecheln standen Knechte und Mägde gemeinsam an der Arbeit. Sie war nicht leicht: Die einen schwitzten neben dem heißen Ofen und die anderen mussten den Flachs rasch verarbeiten, solange die Faser spröde war.

Kam ein Wanderer an der Brechelstube vorbei, suchte man ihm Agn unters Hemd zu stecken, was einen grauslichen Juckreiz auslöste. Der so Gequälte musste dann schleunigst hinter Bäume und Sträucher flüchten, sich entkleiden und den Agn vom Körper und aus der Kleidung schütteln. Er konnte sich aber mit ein paar „Sechser“ (zehn Kreuzer-Silbermünzen) loskaufen (was dann in Schnaps umgesetzt wurde). Schweinester weiß, dass solche Späße auch schon zu Gerichtsverhandlungen geführt haben.

Die Oberdirn schmückte beim Flachsbrecheln die Brechelstube mit einem Fichten- oder Tannenwipfel, ähnlich einem Firstbaum, und schmückte ihn mit Äpfeln und Bändern. Man nannte ihn den „Brechel- oder „Haarerwusch“. Der Verehrer der Oberdirn versuchte ihn zu stehlen (ähnlich wie beim Maibaum), was die Brechlerinnen zu verhindern trachteten und was durchaus auch in Handgreiflichkeiten ausarten konnte. Gelang es dem Burschen, den

Brechlerwusch zu erobern, galt das als große Ehre und Beweis für seine Zuneigung.

Das Ende der Brechelstube

In den Gemeinderatssitzungen vom 7. Dezember 1987 und vom 2. November 1988 haben die Gemeinderäte Hans Wimmer und Hubert Rabl vorgeschlagen, die Brechelstube als kleines Museum einzurichten. Bürgermeister Josef Bergmann holte dazu ein Gutachten des Bundesdenkmalamtes ein, das dieses Objekt wegen seines schlechten Bauzustandes als Grenzfall einstufte. Ob eine Sanierung erfolgt, liege im Ermessen der Gemeinde. Nachdem eine Sanierung nicht weiter verfolgt wurde, beschloss die Gemeinde, die Brechelstube abzureißen. Die Eigentümer Oberkant (Hans Wimmer) und Liedl (Hans Mitterweissacher) verkauften das Grundstück der Gemeinde und die besorgte den Abriss.

Die Bauparzelle war von einer Grundparzelle im Besitz der Warminger Weideinteressensschaft umgeben, von der 1988 ein Teil in den Besitz der Gemeinde überging. Auf dieser Parzelle entstand in der Folge der heutige Busumkehrplatz.⁶ 1990 hat man die Brechelstube dann abgerissen.

Der Hörlbauer hatte seine Brechelstube zusammen mit dem Foidlbauern weiter bachabwärts am Unterfeld, wo der Tennweg vom Glaabauern hinauf nach Obertenn über die Brücke den Lambach überquert (vor der Brücke links). Der „Amerikaner-Wastei“ (Sebastian Eder) hat dort in den Sechzigerjahren gehaust (er war nach Argentinien ausgewandert, aber wieder zurückgekehrt).

Eine dritte befand sich zwischen Schipfl und Bartler (heute Wiesenseehof). Und eine Brechelgrube des Bachlbauern lag am Bachgrund.



Die Brechel, neben dem Ofen das Kernstück einer Brechelstube (hier in der renovierten Stube beim Haslingauern in Schwendt)



Die museal renovierte Brechelstube beim Haslingbauern in Schwend.

Zigeuner bei der Brechelstube⁵

Eine Zeit lang haben dort Zigeuner gehaust. Hans Aigner glaubt sich zu erinnern, dass sie den Winter in Wattens verbracht haben und den Sommer über in unsere Gegend gezogen sind. Als nach dem Anschluss 1938 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, erging im Oktober 1939 den Festsetzungserlass, der Zigeunern das fahrende Leben untersagte. Sie mussten an dem Ort, an dem sie sich zum Stichtag gerade aufhielten, dauerhaft verbleiben. In Hochfilzen und Pfaffenschwendt betraf das drei Familien mit zusammen 20 Personen; die Familie Winter mit sieben Kindern zog bei der Warminger Brechelstube mit ihrem Wagen unter. Sie ernährten sich von einer sehr spärlichen Fürsorge, von Betteln und Hausieren. Die Jagglbauerntochter Anna Delarosa kannte die Familie Winter gut: „Es waren durchaus ehrliche Leute. Sie stahlen nichts.“⁶ Die Nachbarn sahen das nicht so: „Wir Kinder mussten immer scharf aufpassen, wenn die Frau Winter unterwegs war. Unter ihrem langen Rock bot sie schon einmal einem Hendl auf der Suche nach seiner Heimstatt eine Zuflucht“, erinnert sich Elli Hörl (Eder).

Am 31. März 1943 kam der „Auschwitz-Erlass“, die Zigeuner wurden von der Gendarmerie zusammengetrieben⁷ und über Innsbruck ins KZ Auschwitz abtransportiert, wo sie nahezu alle in den Gaskammern ermordet wurden. Lediglich zwei Kinder der Familie Winter haben überlebt: Ursula Winter und ...

Unmittelbar nach dem Krieg wohnte ein Ehepaar in dieser Brechelstube (Elli Hörl).

Später hat Hans Köck, der gleich drüben sein Haus besaß, in der Brechelstube Ziegen gehalten. Gemäht hat er an der Bahnböschung und an einigen kleinen Wiesenflecken, um das Tierfutter zu beschaffen. Zuletzt hat er sie als Holzhütte verwendet.

Ungefähr zwischen 1955 und 1975 zogen dort auch alljährlich Karrner⁸ für ein paar Tage unter. Das war ebenfalls wanderndes und teilsesshaftes Volk, das aber aus vermerten Einheimischen bestand. Als Vaganten schlug ihnen natürlich ebensolches und nicht unbegründetes Misstrauen wie den Zigeunern entgegen. Die hier wiederkehrenden Karrner dürften aus Kitzbühel gestammt haben und suchten auch Pfaffenschwendt heim. Am Eingang in den Liedlgraben sammelten sie Erika (Heidekraut, blüht im Frühjahr lila) und fertigten daraus Besen und Bürsten, die sie dann verkauften. Die Bauern waren darüber froh, weil sie das Erika als Unkraut beseitigten. Sie boten sich auch als Messer- und Scherenschleifer an.

Fußnoten:

- ¹ Schweinester-Chronik Nr. 19 „Verschiedenes“, Gemeindearchiv Hochfilzen. Wikipedia. Der Flurname „Griesanger“ ist vielleicht ein Kunstwort. Normalerweise hieß ein Flur nach seinem Besitzer: Beispielsweise die Staller Alm, die nach dem Verkauf an den Oberkantbauern Wimmer dann Kant Alm hieß. Der „Griesanger“ hat aber nie einem Grieshäusler gehört (Hans Arnold).
- ² Eine andere Methode war das nasse Rösten („Tauröste“): Dazu wurde der Flachs auf dem Feld ausgebreitet; der Morgentau feuchtete ihn durch und in der sommerlichen Mittagshitze trockneten die Halme. Das dauert lange und wurde in unserer Gegend nie angewandt, vermutlich weil das Klima dazu nicht geeignet war.
- ³ Bei der „Lichtarbeit“ wird das Tagwerk zwischen Martini und Maria Lichtmess über den Einbruch der Dunkelheit hinaus weitergeführt.
- ⁴ Daher rührt auch der Mundartausdruck „harb sein“ = böse sein. Das zugrundeliegende Bild ist der Juckreiz durch das grobe Tuch.
- ⁵ Schweinester-Chronik, ebenda. Heimatbuch Hochfilzen 2016
- ⁶ Von Hans Arnold dankenswerterweise aus den Gemeinderatsitzungsprotokollen ausgehoben.
- ⁷ Hans Bachler hat sich mit den Zigeunern im Pillerseetal näher befasst: Hans Bachler: Von Hochfilzen nach Auschwitz. In: Kammerberg-Schriften Nr. 18 (Herbst 2012). Dr. Herwig Pirki: Zigeuner in Hochfilzen. Entwurf für das Heimatbuch Hochfilzen 2014, Loseblattsammlung im Gemeindearchiv Hochfilzen, nach Mitteilung der ehem. Gemeindegemeindefunktionärin Rosa Lackner (o.J.). Enthalten in: Heimatbuch Hochfilzen, Hochfilzen 2016, S. 218-219. Man scheut sich heute, von „Zigeunern“ zu sprechen, weil dieser Begriff für abwertend gehalten wird. Aber er kommt vom ungarischen „zigán“ (türkisch cigan) und der meint wertfrei Zigeuner. Der an seiner Stelle gebrauchte Begriff „Roma und Sinti“ umfasst nur zwei von insgesamt einem Dutzend verschiedener Stämme dieses fahrenden Volkes, allerdings die beiden größten. Emmerich Kalman hat in dem Lied „Komm, Zigán!“ in seiner Operette „Gräfin Mariza“ den Zigeunerbegriff romantisch verklärt.
- ⁸ Hans Bachler: Von Hochfilzen nach Auschwitz. In: Kammerberg-Schriften Nr. 18 (Herbst 2012). Heimatbuch Hochfilzen 2016, S. 218.
- ⁷ Sebastian Eders Mutter (Oberkant) war damals sozusagen Nachbarin und hat das damals mitbekommen.
- ⁸ Das waren Hausierer, die ihre Ware auf Karren mitführten. Vgl. Monografie: Robert Büchner: Tiroler Wanderhändler. Tyrolia Verlag, Innsbruck 2011.

Holztransport einst und jetzt

Teil 2

Rudolf Engl



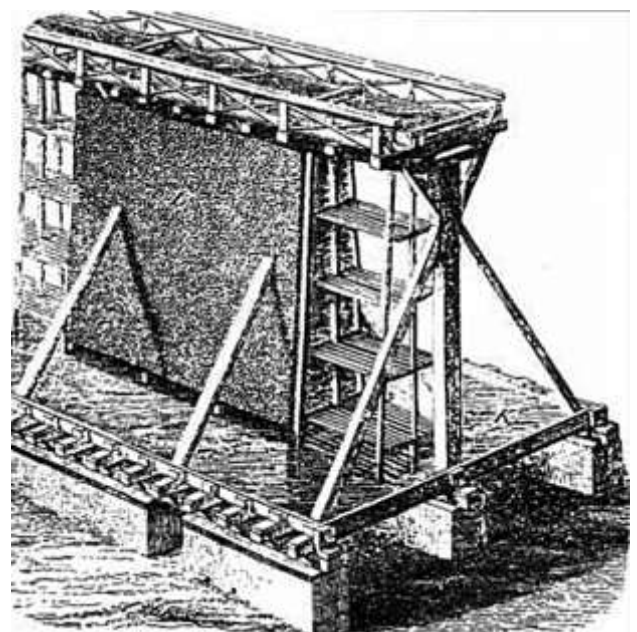
In der Frühjahrsausgabe der Kammbergschriften habe ich versucht, die Möglichkeiten des Holztransportes für kleinere Mengen bis zu 17 rm, die sogenannte „Hausnotdurft“, darzustellen. Wichtig war dabei die Ausnützung der Schwerkraft, ein Bergauftransport war praktisch nicht möglich, weil die als Zugtiere verwendeten Pferde- oder Ochsespanne bei einem längeren Bergauftransport bald am Ende ihrer Kräfte waren.

Im Laufe des Mittelalters traten im gesamten Alpenraum immer mehr Bergbaubetriebe mit ihrem Holzbedarf in Konkurrenz zum Haus- und Gutsbedarf der bäuerlichen Bevölkerung. Beide Gruppen waren natürlich in erster Linie an der Nutzung der leicht bringbaren talnahen Wälder interessiert, weil das Holz aus diesen Wäldern bei der Lieferung die geringsten Kosten verursachte. Bei Konflikten standen die Landesfürsten in der Regel auf der Seite der Gewerke (Bergbaubetreiber), weil diese an die Obrigkeit beträchtliche Abgaben zu leisten hatten. Bei den Bauernaufständen am Ende des Mittelalters spielte dieser Konflikt eine wesentliche Rolle bei den Forderungen der Bauern. Da die Grundherren zugleich auch die Gerichtsbarkeit innehatten, fielen die Urteile selten zu Gunsten der Bauern aus.

Den größten Holzverbrauch unter den Großabnehmern hatten mit Abstand die Salinen: Hall in Tirol, Reichenhall, Berchtesgaden, Hallein/Dürrenberg, Hallstatt/Ebensee und Bad Aussee versorgten den gesamten Alpenraum und darüber hinaus auch noch Böhmen mit dem „Weißen Gold“. Die Voraussetzungen dafür waren aber höchst unterschiedlich:

In Bad Reichenhall wurde das Salz im Unterschied zu den anderen Salinen nicht bergmännisch, das heißt durch das Anschlagen von Stollen gewonnen, vielmehr wurden schon seit der Kelten- und Römerzeit die salzhaltigen Quellen der Gegend mit ca. 10 % Salzgehalt zur Salzerzeugung genutzt. Dadurch ersparte man sich zwar die mühsame Arbeit in den Stollen, der Brennholzverbrauch für das sogenannte „Salzsieden“ war aber wesentlich höher als bei jenen Salinen, die mit voll gesättigter Sole mit ca. 26% Salzgehalt arbeiteten.

Um den Salzgehalt des Wassers der natürlichen Salzquellen zu erhöhen, wurden sogenannte „Gradierwerke“ errichtet. Diese bestanden aus einem



Holzgerüst, in dem Reisigbündel vor allem vom Schwarzdorn aufgeschichtet wurden. Über dieses Reisig wurde dann das salzhaltige Wasser der Salzquellen geleitet, durch die Verdunstung erhöhte sich einerseits der Salzgehalt der Sole, andererseits wurden dadurch auch Verunreinigungen der Sole durch Kalk, Gips und Eisenstein herausgefiltert, die Qualität des Salzes erhöhte sich dadurch.

In den eigentlichen Salinen wurde die konzentrierte Sole in große flache Pfannen aus zusammengeklebten Eisenplatten geleitet. Darunter wurde sodann ein Feuer aus Brennholz entzündet, die Sole wurde dadurch erhitzt, das Wasser verdunstete bzw. verdampfte, übrig blieb das feuchte Salz, das in sogenannten „Kufen“ (kegelförmigen Holzgefäßen) getrocknet wurde.

Für diesen an sich einfachen Vorgang wurden allerdings riesige Holz Mengen benötigt, die erst aus den Wäldern zu den Salinen transportiert werden mussten. Zur Gewinnung von 1 kg Salz mussten ca. 3 Liter Sole verdampft werden. In Hallein, der größten Saline im Alpenraum, wurden im Rekordjahr 1590 36.000 Tonnen Salz produziert, dazu brauchte man aber ca. 100.000 fm Brennholz. Diese Jahresbrennholzmenge würde auf 1 m lange Scheiter aufgearbeitet und auf 2 m Höhe aufgeschichtet einen Zain mit einer Länge von ca. 80 km ergeben, das entspricht etwa der Strecke von Hallein salzachaufwärts bis nach Zell am See.

Hall in Tirol war eine der kleineren Salinen, die Salzproduktion erreichte nur etwa die Hälfte von Hallein. Das Bild der Stadt Hall mit dem riesigen Brennholzlager zwischen der Stadtmauer und dem

Innufer lässt erahnen, welche Holz Mengen die Salinen jährlich benötigten. Dabei wurde Holz nicht nur für die Befuerung der Sudpfannen, sondern auch noch für die Erzeugung der Transportverpackung (Kufen, Fässer), den Schiffbau und den Bau und die Erhaltung der Klausen und Riesen gebraucht. Für die Oberösterreichischen Salinen (Ebensee, Ischl und Hallstatt) nahm man für das Jahr 1720 einen Gesamtholzbedarf von 273.000 rm Holz an, davon entfielen auf die Sudhäuser nur rund 160.000 rm Brennholz, 110.000 rm verschlangen die anderen Zwecke.

Aus diesen enormen Mengen ist ersichtlich, wie schwierig es mit den damaligen Transportmitteln war, jedes Jahr hunderttausende von Raummetern Brennholz aus den Wäldern zu den Salinen zu bringen, wobei auch die Entfernung eine wesentliche Rolle spielte, Pferdefuhrwerke waren nur bis maximal 10 km sinnvoll, größere Distanzen konnten an einem Tag nicht zurückgelegt werden, weil die Zugtiere ja am Abend wieder in den Stall gebracht werden mussten.

Der Ausweg für größere Holz Mengen über weitere Distanzen war der Transport auf dem Wasserweg, wobei das Brennholz auf Teilstücke von etwa 1 m abgeschnitten wurde. Größere Flüsse wie etwa Inn oder Salzach wurden oft gleichzeitig von mehreren Unternehmern zum Holztransport genützt. Die Länge der Holzstücke diente daher auch als Nachweis, wem die Holzstücke gehörten. Trotzdem musste – abhängig von der Länge der Triftstrecke und deren Beschaffenheit – bei jedem Triftgang mit einem gewissen Holzverlust gerechnet werden. Teilweise blie-



Hall im Inthal, Kupferstich in der Topographia Provinciarum Austriacarum von Matthäus Merian, 1679 (Quelle: Wikipedia)
Die Innbrücke überspannt die Rechenanlage, am Innufer das Brennholzlager

ben die Holzstücke an Schotterbänken hängen, es soll aber auch vorgekommen sein, dass sich die Untertanen günstig mit Brennholz versorgten, indem sie an geeigneten Stellen Holz aus dem Wasser fischten. Dieses sogenannte „Triftkalo“ lag bei 5 bis 10 % jener Holzmenge, die am Oberlauf der Triftstrecken dem Wasser anvertraut worden waren.

Die größeren Flüsse führten mit Ausnahme der Wintermonate genug Wasser, um einen Triftbetrieb zu gewährleisten. In den Seitentälern hingegen war die Wasserführung der Bäche von den Niederschlägen abhängig, man musste daher der Natur mit dem Bau sogenannter „Klausen“ nachhelfen. An geeigneten Stellen wurden die Bäche aufgestaut, wobei die „Staumauern“ anfangs aus hölzernen „Krauerwänden“ bestanden, die mit Steinen und Schotter abgedichtet wurden. Später wurden diese Klausen auch als Steinmauerwerk oder in Beton ausgeführt. Solche Klausen waren zwar in der Errichtung teurer, hatten aber eine wesentlich längere Lebensdauer als die hölzernen Klausen, die nach 10 bis 20 Jahren wieder erneuert werden mussten. Das zu triftende Holz wurde entweder unterhalb der Klausen im Bachbett oder oberhalb im Staubereich gelagert. Wenn der „Klaushof“ (Speichersee) mit Wasser gefüllt war, wurde das Klaustor geöffnet, und das gestaute Wasser trug das Holz in Richtung Saline. Die Erzherzog Johann-Klausen in Brandenburg wurde 1953 letztendlich in Beton erneuert und konnte auch Langholz aufnehmen.



Die Erzherzog-Johann-Klausen mit dem neuen 1953 errichteten Betonsperrwerk (Quelle: Wikipedia)

Das spezifische Gewicht des Holzes hängt bekanntlich von zwei Faktoren ab, einerseits von der Baumart und andererseits vom Trocknungsgrad. Für die bei uns gängigen Holzarten können wir von folgender Rohdichte (spezifisches Gewicht) ausgehen:

Holzart	Waldfrisch geschlägert (kg/fm)	Getrocknet (kg/fm)
Fichte	750 - 850	480
Tanne	800 - 980	460
Kiefer	750 - 850	520
Buche	1080 - 1160	780
Eiche	1180 - 1260	870

Quelle: Portal des Deutschen Holzhandes 2020

Daraus ist zu entnehmen, dass frisch geschlägertes Laubholz nicht schwimmt, und daher für die Trift ungeeignet ist.

Schon in den Waldordnungen des ausgehenden Mittelalters wurde verfügt, dass Schlägerungen das gesamte zu einer Klausen bringbare Holz „vom untersten bis zum obersten“ umfassen sollten. Das Ergebnis waren riesige Kahlschläge, die nach Beendigung der Schlägerungsarbeiten trotz des Verbotes in den Waldordnungen vom Weidevieh der nächstgelegenen

Untertanen gestürmt wurden. Hauptsache war, die Transportkosten für das Holz bis zur Saline möglichst niedrig zu halten. Langfristig gesehen trug diese Einstellung dazu bei, den Anteil des Laubholzes in unseren Wäldern immer weiter zu reduzieren.

Um das getriftete Brennholz für die Saline nutzbar zu machen, mussten die Prügeln erst wieder aus dem Wasser herausgefischt werden. Dazu wurden an geeigneten Stellen in der Nähe der Sudhäuser sogenannte „Rechenanlagen“ gebaut. In Hallein war es eine Flussschleife der Salzach, in Hall wurden der Rechen und eine Brücke über den Inn kombiniert. Von dieser Brücke aus kann man auch heute noch bei Niederwasser des Inn die Piloten des Rechens im Wasser erkennen. Auf dem Merian-Kupferstich von 1679 ist nicht nur der „Rechen“ mit dem Brennholzlager der Saline schön zu erkennen, man sieht auch einen gravierenden Nachteil des Triftwesens: Unterhalb der Innbrücke ist der Innhafen von Hall mit einigen Lastkähnen zu sehen. Der Rechen von Hall war für diese Kähne

nicht passierbar, alles was an Handelsware weiter innaufwärts transportiert werden musste, war auf den Landweg mit Pferdefuhrwerken angewiesen.

Wie abhängig die Salinen von der Brennholzversorgung waren, bekam selbst das Kloster Rott, der Grundherr der Hofmark Pillersee, zu spüren, als sich Maximilian I. 1503, damals noch Deutscher König, in den Familienzweigen des Hauses Wittelsbach zugunsten der Münchner Linie einmischte. Für diese **Unterstützung verlangte Maximilian als „sein Interesse“ unter anderem die Abtretung der sog. „Regensburger Gerichte“ (Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel) vom Herzogtum Bayern an die Grafschaft Tirol**, wobei aber den Untertanen versichert wurde, dass ihre Rechte in keinster Weise geschmälert werden sollten. Zu diesen Rechten gehörten auch zwei Sudpfannen des Klosters Rott in Reichenhall, deren Holzversorgung zum Teil aus den Wäldern der Hofmark Pillersee erfolgte. Das Holz für die Sudpfannen wurde im Winter mit Schlitten entweder zum Pillersee oder zum Griesensee gebracht und dann über Leogang oder Waidring in die Saalach und dann weiter nach Reichenhall getriftet. Kaum war der Bayrische Erbfolgekrieg beendet, verbot die Regierung in Innsbruck den Mönchen von Rott den Export von Holz **in das „ausländische“ Reichenhall mit der Begründung**, dass das Holz für die Holzkohlenproduktion der Eisenwerke in Fieberbrunn benötigt werde. Ein daraufhin vom Kloster angestrebter jahrzehntelanger Prozess endete schließlich zugunsten der kaiserlichen Landesregierung.

Das Erzbistum Salzburg dominierte am Beginn der Neuzeit dank seines Waldreichtums und der günstigen Triftmöglichkeiten über die Salzach zur Saline in Hallein die Salzproduktion in Mitteleuropa, war jedoch politisch gesehen ein kleiner Pufferstaat zwischen den Großmächten Bayern und Österreich. Einerseits war die bayrische Saline in Reichenhall zwar von den Brennholzlieferungen aus dem Pinzgau über die Saalach abhängig, andererseits musste der Großteil des Salzburger Salzes über die Salzach und bayrisches Gebiet exportiert werden. Als Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau 1611 versuchte, durch die Besetzung der Propstei von Berchtesgaden sein Salzmonopol auszubauen, sah der Bayernherzog dies als Kriegsgrund an und ließ seine Truppen in Salzburg einmarschieren. Der Erzbischof floh mit seiner Familie über den Katschberg nach Kärnten, wurde aber in Gmünd von den Bayern gefangengenommen und bis zu seinem Tod auf der Festung Hohensalzburg eingekerkert. Holz und Salz waren zum Kriegsgrund zwischen zwei Nachbarstaaten geworden.

Der Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer und Eisen hatte im gesamten Alpenraum seit dem Mittelalter einen enormen Aufschwung genommen und wurde damit in Konkurrenz zu den Salinen zum zweiten

Großabnehmer für Holz. Während aber in den Salinen Brennholz ausreichte, um die Sole in den Sudpfannen zum Kochen und damit das in der Sole enthaltene Wasser bei 100 Grad zum Verdampfen zu bringen, benötigten die Hochöfen der Hüttwerke für die Erzschnmelze Temperaturen von mindestens 1100 Grad. Um solche Werte zu erreichen, wurde dem Holz unter weitgehendem Luftabschluss das Wasser im sogenannten Verkohlungsprozess entzogen. Damit wurde einerseits der Brennwert stark erhöht, andererseits aber auch das Gewicht der Holzkohle drastisch reduziert, sodass der Transport sogar bergauf möglich wurde. Dazu wurden eigene Kohleschlitten mit geringem Eigengewicht gebaut.



Kohlenmeiler im Bau. (Quelle: Landsteiner, 50 Jahre Bundesforste)



Kohleschlitten aus Flechtwerk

Mit dem Beginn des Industriezeitalters setzte in fast ganz Europa ein gewaltiger Bauboom ein. Zum Bau der Fabriken, Wohnhäuser und Infrastrukturbauten wurden große Mengen an Bauholz benötigt. England war zur Industrienation Nr. 1 aufgestiegen,

hatte aber keine Wälder mehr und musste die Bauhölzer vom Kontinent importieren. Im Schwarzwald wurde Bauholz in möglichst langen Stücken geschlägert, das dann auf dem Rhein bis an die Kanalküste geflößt wurde. Solche Flöße umfassten bis zu 20.000 fm Bauholz. Die Flößerei konnte nur auf größeren, wasserreichen Flüssen durchgeführt werden. Wurde das getriftete Holz meist bei einer Klause dem Wasser übergeben und erst am Endpunkt im Rechen wieder herausgefischt, so stellte die Flößerei einen „begleiteten“ Holztransport dar. Die großen Flöße waren mit Steuerrudern ausgestattet und damit (beschränkt) manövrierbar. Die Floßbesatzung hauste in einfachen Hütten, die auf dem Floß gebaut wurden, da es einige Wochen dauern konnte, bis ein Floß vom Schwarzwald bis an die Atlantikküste geschwommen war. Auf den Flößen wurde aber auch Handelsware wie zum Beispiel Eisenprodukte und sogar Lebewieh transportiert.



Holztransport in Vancouver, Kanada (Quelle: Wikipedia)

Mit der Erfindung der Eisenbahn kam das Ende des Holztransportes auf dem Wasser. Nur ein Jahr, nachdem die Westbahn Salzburg erreicht hatte, wurde bereits das erste Teilstück der Giselabahn von Salzburg nach Hallein gebaut, die Befuerung der Saline wurde von Holz auf Steinkohle umgestellt und die Ausfuhr des Salzes erfolgte nicht mehr auf Schiffen, sondern auf der Eisenbahn.

1893 bis 1894 wurde die 76 km lange Murtalbahn von Unzmarkt in der Steiermark bis Mauterndorf im Lungau gebaut. Für das große Hammerwerk in Mauterndorf kam dieser Bahnbau zu spät, der „Hammer“ ging 1890 in Konkurs. Wie das Foto aus dem Jahre 1903 zeigt, konnte die Flößerei für Langholz auf der Mur bei Ramingstein noch immer mit der Eisenbahn konkurrieren.



Murtalbahn bei Ramingstein (Quelle: Lungau. Der Bezirk in alten Ansichten)

Not macht erfinderisch sagt schon ein altes Sprichwort. Ende des 16. Jahrhunderts war in der Saline Hallstatt die Holznot so groß geworden, dass der Sudbetrieb eingeschränkt werden musste. Rund um den Hallstätter See waren die Holzvorräte erschöpft, aus dem Ausseerland war keine Hilfe zu erwarten, weil die dortigen Wälder die Saline in Bad Aussee versorgen mussten. Also beschloss man, in Ebensee eine neue Saline zu bauen, die auf die Wälder rund um den Traunsee zurückgreifen konnte. Für den Transport der Sole wurde in den Jahren von 1595 bis 1607 eine 34 km lange hölzerne Leitung entlang der Traun von Hallstatt nach Ebensee gebaut. **13.000 Lärchenstämme mussten für diese „Pipeline“** händisch der Länge nach gebohrt werden.

Später wurde noch das Atterseegebiet für die Saline erschlossen. Der Holztransport erfolgte im Winter mit Schlitten bergauf in das Weißenbachtal hinein, zur Überwindung des letzten Steilstückes am Pass musste ein wasserbetriebener Holzaufzug errichtet werden. Auf ähnliche Weise wurde auch das Aurachtal nördlich von Gmunden für das Salinenholz erschlossen: Der Aurachbach wurde zur Trift genutzt, dieser mündete jedoch erst ca. 15 km weiter nördlich in die Traun, und dazwischen lag der Traunfall. Der Höhenunterschied zurück auf das Niveau des Traunsees wurde ebenfalls mittels Holzaufzug überwunden.

Verschwundene Betriebe

Firma Berg, Tiere mit Herz

Heidi Niss



In der Zeit nach dem 2. Weltkrieg war die Not groß. Vor allem im ländlichen Raum war es nicht einfach, Arbeit zu finden. Viele Menschen suchten Arbeitsplätze in der Schweiz, um mit dem Verdienst die Lieben daheim zu unterstützen. Andere wieder hatten Familie und kleine Kinder, für sie es keine Möglichkeit gab, einem Verdienst nachzugehen. Außerdem gab es noch keine Maschinen, die zur Erleichterung der Hausarbeit beitrugen. Spielzeug für die Kinder gab es kaum, die bastelten sich etwas und ließen ihrer Phantasie freien Lauf.

Der Start in eine neue Existenz.

1945 begann ein Mädchen in der Fleckerlschachtel der Mutter zu kramen und bastelte daraus einfache Gebilde, die sie als Elefanten, Giraffen, Schweinchen etc. an Nachbarn verkaufte. Bald schon kamen von allen Seiten Leute, um Spieltiere machen zu lassen. Die ersten Rohstoffe waren Wehrmachtsdecken, die man in größeren Mengen aufkaufte. Daraus entstanden dann die Teddy-Bären. Uniformknöpfe bildeten die Augen, und eine Streichholzschachtel mit Steinchen die Rasselstimme. Dieses Mädchen hieß Hildegard und war das älteste Kind der Familie Bro-

schenk. Weil es damals kein Kinderspielzeug gab, bat die Nachbarin, die Linerbäuerin, um so ein Entlein. Diese bedankte sich mit zwei Eiern und einem kleinen Stück Butter. Das war eine riesige Bezahlung für so ein kleines Tierchen, das mit Holzwolle gestopft war. Hildegards Bruder Herbert hatte daraufhin die Idee, mehr solcher Tierchen herzustellen. Unter dem Protest der kleinen Waltraut entfernte Herbert den Prototypen (das Entlein) aus der Obhut der kleinen Schwester und machte sich mit wahren Pioniergeist auf den Weg in die umliegenden Bauernhöfe, um die Nachbarn von der Existenz dieses Tieres in Kenntnis zu setzen. Bereits am selben Abend hatte er den Auftrag für die Produktion von weiteren vier Enten. Man kann hier wohl sagen, dass so aus der Not die Grundlage für einen Betrieb gelegt wurde, der wuchs und bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts bestand.

Herbert Broschek bat sodann die Krämerin Frau Marianne Lechner, ob sie für ihn ein paar Tierchen ausstellen wolle und weitere Bestellungen gegen Stoffbeigabe entgegennehmen könnte. So war ein weiterer Schritt für die Erzeugung gesetzt. Noch im Jahr 1945 gründete Herbert Broschek im zarten Alter



von 19 Jahren die Firma „Berg Spielwaren“ und sicherte sich und seiner Familie eine regelmäßige Mahlzeit. Die Wehrmachtsdecken waren verarbeitet, der Stoff den die Kunden lieferten, war im Material verschieden. 1951 gab es erstmals echten Spielwarenplüsch. Man entwickelte bereits eine ganze Kollektion mit Hunden, Enten, Bären, Elefanten und vielen anderen Tieren. Die erste Produktionsstätte - ein Zimmer in einem Bauernhof - wurde bald zu eng. Familie Broschek wohnte damals beim Bichlbauern. Man errichtete eine Holzbaracke (am Bahnhofbichl). In dieser Zeit begann der Absatzmarkt über den lokalen Bereich hinauszuwachsen. Es dauerte gar nicht lange und der Fieberbrunner Plüschzoo war in ganz Österreich bekannt. Schließlich wagte man sich erstmals auf die Internationale Wiener Messe.

Vergrößerung der Firma

Durch den sprunghaften Anstieg der Produktion brauchte man auch Helfer. Geschickte Frauen waren gerne bereit, in Heimarbeit etwas zu verdienen. Die ersten Angestellten arbeiteten in der Baracke am Bahnhofbichl. Einer von ihnen, ein Mann mit künstlerischem Talent, der zu organisieren verstand, und heute noch von ehemaligen Angestellten geschätzt und verehrt wird, war Otto Valenta. Dieser war für alles zuständig. Heute würde man ihn

als Manager der Firma bezeichnen. Eine der Angestellten, die nahezu bis zum Ende blieb, war Frau Greti Gruber, geb. Egger. Sie entwickelte den Plüschzoo weiter und passte ihn auch an die Bedürfnisse der Kinder an. Frau Egger hatte schon bei ihrer Mutter bei der Heimarbeit geholfen, wie dies so viele Kinder getan hatten, oder auch helfen mussten, wenn die Zeit drängte.

Greti Gruber gilt als Entwerferin zahlreicher Tiere. Sie war auf Spielwarenmessen und holte sich dort auch Ideen. Eine lückenlose Aufstellung aller Angestellten ist in diesem Artikel nicht möglich, weil es vermutlich keine Chronik des Betriebes gibt. Später übertrug Vater Otto Broschek den Betrieb seinem Sohn Otto, der Bademeister in Zell am See war. Herbert hatte in der Zwischenzeit Pharmazie studiert und begann einen pharmazeutischen Betrieb aufzubauen. Frau Helga Lechner aus St. Jakob erzählte, dass Frau Mag. Grete Broschek von der Gemeinde Fieberbrunn

die Erlaubnis erhalten hatte, auch Rattengift zu erzeugen. Irgendwann, um 1950 etwa wurde die Baracke für die Plüschtierproduktion zu klein. In Rosenegg, wo sich heute der Spar-Markt befindet, wurde ein Haus gebaut, die Firma „Tiere mit Herz“. Der Betrieb wuchs weiter und man suchte eine Möglichkeit, eine Zweigstelle zu errichten.

Zweigstelle in Admont

Als erstes Zweigwerk wurde 1966 in Admont, in der Steiermark, eine Produktionsstätte errichtet. Dazu schulte man sechs Personen aus Admont in Fieberbrunn ein. Das Ehepaar Helga und Michael Lechner aus St. Jakob i.H. wurde als Geschäftsführer





angestellt, sie erhielten dort mit Unterstützung der Gemeinde Räumlichkeiten im alten Kindergarten. Später übersiedelte man in Räumlichkeiten des Stiftes Admont. Zur Eröffnung des Betriebes im Stift waren viele Gäste geladen. Helga Lechner erzählte, dass Mich und sie als junge Leute (damals 23 und 20 Jahre alt), sehr unbeholfen waren, wie man ein solches Fest gestaltete. „Wir standen da mit dem Sektglas in der Hand und warteten auf den Chef. Der aber kam nicht. In dieser Not rettete der Herr Abt die Situation und eröffnete als Hausherr den Betrieb.“

Man war froh, in dieser Gegend einen Arbeitsplatz für Frauen gefunden zu haben, die auch in Heimarbeit tätig sein konnten. Lechners blieben bis 1968 in Admont und zogen dann nach Fieberbrunn zurück. Die Zweigstelle in Admont lief weiter. Sechs Jahre später kam dann eine Zweigstelle in Vöcklamarkt in Oberösterreich dazu. Beide Zweigwerke wurden in den späten 70-er Jahren wegen geänderter Marktsituation wieder geschlossen. Die erfolgreichsten Jahre waren 1977 und 1978, als die Herstellerlizenzen für bekannte Figuren aus dem Kinderfernsehen erworben wurden (Biene Maja, Pinocchio, Heidi, Schlümpfe etc.). Der Umsatz stieg und so wurde die Produktion ins Ausland verlagert (Italien, Südkorea), da man eine ungesunde Vergrößerung der eigenen Kapazität vermeiden wollte. Der Umsatz stieg damals auf das 3-fache, flachte aber nach zwei Jahren wieder auf Normalniveau ab.

Auflösung der Firma

Man weiß nicht genau, wie es dazu gekommen ist, dass der Betrieb langsam zu schrumpfen begann. Otto Broschek war schon längst im Pensionsalter, zog sich aus dem Betrieb zurück und überließ seinem Sohn Udo die Arbeit, ohne ihm den Betrieb zu übergeben. Die Marke „Tiere mit Herz“ wurde dann aber nach wenigen Jahren an einen deutschen Investor verkauft, der nach vorhandenen Mustern und Schnittschablonen im Fernen Osten produzieren ließ. Das führte zwangsläufig zu einem schleichenden Ende der Marke, weil das ursprüngliche Qualitätsniveau nicht mehr gegeben war. Das Firmengebäude wurde vor einigen Jahren samt dem angrenzenden Bürotrakt abgerissen und das Gelände an die Firma Spar verkauft. Heute ist nichts mehr übrig geblieben von einem blühenden Betrieb.

Quellen:

Dr. Peter List: von 1965 bis 1968 als erster leitender Angestellter. Er war Personalleiter, später übernahm er die Produktionsleitung, den Einkauf und den Vertrieb. Er schrieb in einem E-Mail: „Die wichtigste Person war die Gruber Greti, geb. Egger, die nach ihrer Spielzeugherstellerlehre für Design und Neuentwürfe zuständig war“.

Michael Kainzner aus der Broschüre „Gebro Erinnerungen“

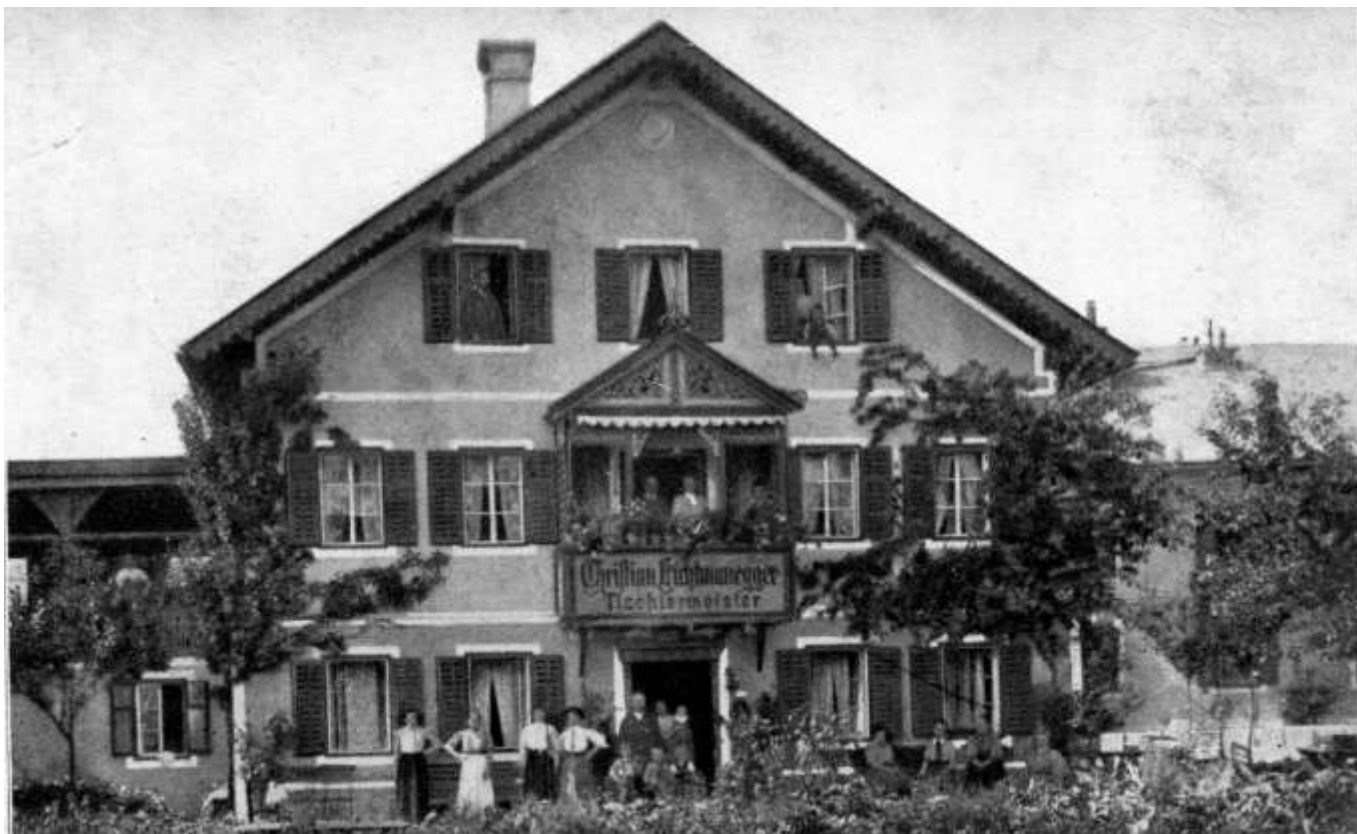
Fieberbrunn. Geschichte einer Tiroler Marktgemeinde, S. 235 ff.

Gruber Greti / Helga Lechner / Ursula Valenta

„... und plötzlich waren die Deutschen recht unbeliebt“

Flüchtlinge, Evakuierte und Umsiedler in Fieberbrunn am Ende des Zweiten Weltkrieges

Hans Bachler



Alt-Wagnerschuster oder Tischlerei Lichtmanegger

Im letzten Sommer erreichte den Heimatverein ein E-Mail, die uns in die Zeit des Zweiten Weltkriegs zurückführt. Herr Arno Proff aus Iserlohn forschte im Namen seines Vaters nach Erinnerungen an die Zeit des Krieges, die der als Schüler in Fieberbrunn verbracht hatte. Dieter Proff (geb. 1935) übersiedelte mit seiner Mutter und zwei Geschwistern schon in einer relativ frühen Phase des Krieges von Kiel, am anderen Ende des Deutschen Reiches, nach Fieberbrunn. Sie waren damals die ersten „Reichsdeutschen“, die in Fieberbrunn dauerhaft Aufenthalt nahmen, warum sie ausgerechnet in unseren Ort übersiedelten, weiß Dieter Proff nicht mehr.

Herr Proff hat schöne Erinnerungen an Fieberbrunn und an seine Schulzeit in der Dorfschule. Die Familie wohnte in der Pension Lichtmanegger (beim Altwagnerschuster). Der Schulweg in die alte Dorfschule bei der Kirche war also nicht lang und konnte im Winter auch mit der Rodel oder auf Skiern bewältigt werden.

Im Klassenzimmer stand ein großer Ofen, der den ganzen Raum zu heizen hatte. Im oberen Drittel besaß er ein größeres offenes Fach. In dieses legten

die Kinder zu Beginn des Unterrichts mitgebrachte Äpfel, die dann langsam anfangen zu schmoren und einen herrlichen Duft entwickelten, der sich im gesamten Klassenraum ausbreitete – an Lernen war dabei kaum mehr zu denken. In der großen Pause wurden die Äpfel dann verzehrt. Holz war zur Genüge vorhanden und die Schüler verbanden das Heizen des Ofens mit einem Spiel in der Pause: Sie nahmen die Scheite vor der Tür und stellten eines in die Mitte hochkant auf. Die Kinder stellten sich dann im Kreis um das Scheit auf, nahmen sich bei den Händen und versuchten, den Gegner so an das Holzscheit heranzuziehen, dass es mit dem Fuß umgestoßen wurde. **Der „Übeltäter“ schied dann aus. Schließlich blieb ein Sieger übrig.** Herr Proff denkt heute noch gerne an diese unbeschwerten Spiele.

Auch gefährlichere Abenteuer hatten die Kinder im Programm. Die Eisenbahn war ihr Ziel. Die oft schwer beladenen Güterzüge quälten sich über die Steigung nach Hochfilzen. Die Burschen nützten das langsame Tempo aus, um während der Fahrt auf den Zug auf- und abzuspringen. Dieter Proff war bei diesen „Spielen“ neun Jahre alt.



Schulklasse während des Krieges mit Oberlehrer Fritz Schmid und den Lehrerinnen Rubl, Schacht und Walther

Im Winter lernte der „Flachlanddeutsche“ auch das Skifahren. Höhepunkte waren die Touren zum Wildalpsee. Um vier Uhr früh startete man den mühsamen Aufstieg, um dann gegen elf Uhr am Wildseeloderhaus zu sein. Anschließend fuhr man nach einer kurzen Stärkung ins Tal.

Nach dem Krieg versuchte man im neu entstandenen Österreich, die Reichsdeutschen möglichst schnell loszuwerden. Die Familie Proff bekam kaum mehr Lebensmittelmarken. Da haben sich dann manche Bauern zusammengetan und diese Kinder beschäftigt, zum Beispiel beim Kühehüten. So konnten sie oft auch bei den Bauern essen und noch Manches mit nach Hause mitnehmen. Einmal erzählte Dieter beim Abendessen dem Bauernehepaar stolz, dass er beim Hüten den Stier von der Kuh gejagt hätte. Die Familie nahm das vermutlich leicht amüsiert zur Kenntnis.

1946 musste dann auch die Familie Proff Fieberbrunn verlassen. Der Transport erfolgte zum Teil in Viehwaggons. Die Mutter versteckte noch die Wertsachen, auch die Lebensmittel, die sie von den Fieberbrunnern mitbekommen hatten, konnten sie in den Zug schmuggeln. Die Familie landete dann in einem Auffanglager in Kiel und Dieter Proff erinnert sich, dass er damals erst wieder Hochdeutsch lernen musste, er sprach nur noch Tiroler Dialekt.

Die Proffs waren nur eine einzelne Familie im Heer einer wahren Völkerwanderung, der größten in der Geschichte, die durch den Zweiten Weltkrieg

ausgelöst wurde. Vor allem gegen Ende des Krieges war auch unsere Heimat unmittelbar davon betroffen.

Begonnen hatte der Zustrom allerdings schon im Jahre 1940 durch die Aussiedlung der Südtiroler, die im Zuge der Option ihre Heimat verlassen hatten. Im Jänner dieses Jahres vermeldete die Gendarmeriechronik die Ankunft von 480 „Rückwanderern“, die in den Gasthäusern einquartiert wurden, bevor sie über das Reichsgebiet verteilt wurden. Mit dem von Hitler versprochenen geschlossenen Siedlungsraum für die Südtiroler wurde es nämlich nichts, sie landeten im gesamten „Großdeutschen Reich“ von Polen bis Slowenien, von Vorarlberg bis Ungarn. Ein großer Teil von ihnen blieb allerdings in Tirol, viele von ihnen in den Südtirolersiedlungen wie man sie beispielsweise heute noch in St. Johann findet. Bei Kriegsende befanden sich noch knapp 90 Südtiroler in Fieberbrunn, von denen sich manche auch dauerhaft im Pillerseegebiet ansiedelten. Viele ältere Fieberbrunner erinnern sich vielleicht noch an die Familie des Musiklehrers Hornof, der mit Frau und sechs Kindern im Pfarrwidum wohnte und sich in der Gemeinde auch musikalisch betätigte.

Ab 1942 wurden die deutschen und österreichischen Städte immer mehr zum Ziel der alliierten Bombenangriffe. Im Rahmen der „erweiterten Kinderlandverschickung“ wurden mindestens eine Million Kinder aus den gefährdeten Städten evakuiert. Als

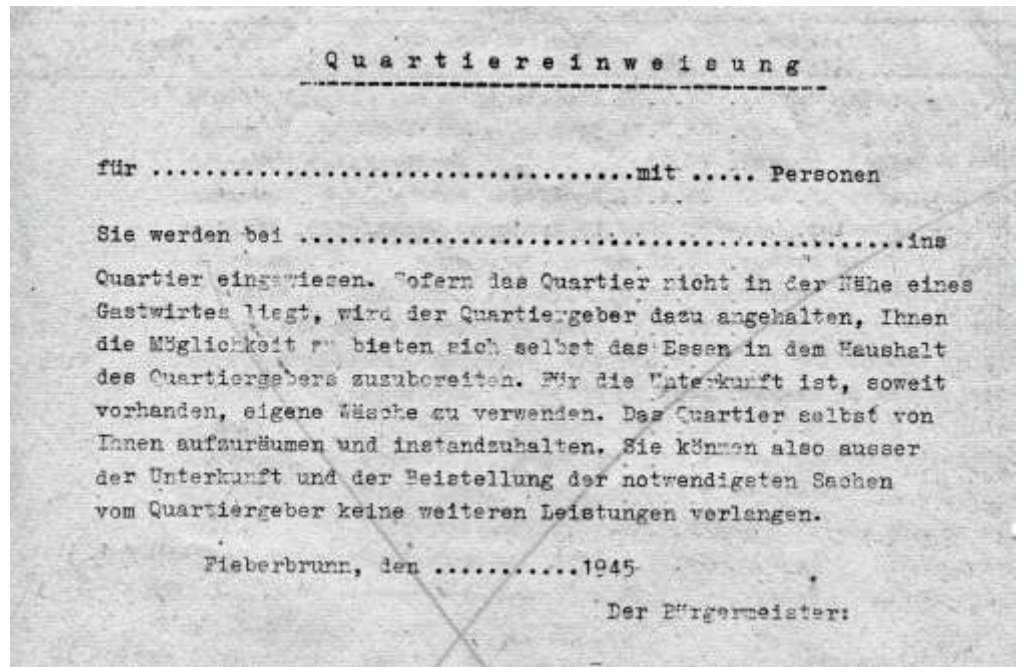
nach den ersten großen Luftangriffen im Dezember 1943 auch die Schulen aus Innsbruck evakuiert wurden, ergaben sich zunehmend Konflikte und Platzprobleme auf dem Land. In Tirol waren ca. 8.200 Kinder in 170 Lagern untergebracht, davon ca. 3.300 aus dem schwer vom Luftkrieg betroffenen Ruhrgebiet, vor allem aus Essen. In Fieberbrunn wurde das KLV-Lager Nr. 85 im Schlosshotel Rosenegg von 42 Burschen aus Essen und einer Krankenschwester bezogen und von einer eigenen Lagerleitung

einem entsprechenden militärischen Drill unterzogen. Über dieses Lager ist wenig bekannt, Erich Rettenwander kann sich aber noch erinnern, dass solche Schüler mit Taschen voll Schuhwerk in erbärmlichem Zustand beim Auschuster auftauchten, um diese reparieren zu lassen. Nach dem Ende des Krieges bereitete der Rücktransport der Kinder Probleme, der Platz im Schlosshotel wurde nun aber für andere Flüchtlinge benötigt. So wurden die Schüler im Juni 1945 auf die Bauern aufgeteilt, wobei jeweils ein Kind zu einem Bauern kam. Erst im Jahr 1946 konnten die Essener Schüler ihre Heimreise antreten.

In St. Jakob strandete bei Kriegsende die Mädchenoberschule Wien VIII mit ihren Lehrerinnen im Gasthof Post. Im August 1945 wurden in der Zeitung ihre Namen veröffentlicht, damit die Eltern Kontakt mit ihnen aufnehmen konnten, welche vielleicht gar nicht wussten, wohin der Krieg ihre Töchter verschlagen hatte.

Je weiter der Krieg fortschritt, je näher die alliierten Armeen rückten, je intensiver der Bombenkrieg wurde, desto mehr Menschen begaben sich auf die Flucht in vermeintlich sichere Gebiete. 1945 war unsere Heimat zum letzten Rest des „Großdeutschen Reiches“ geworden, entsprechend dicht drängten sich nun Flüchtlinge aus aller Herren Länder neben den zurückströmenden Soldaten der deutschen Wehrmacht. Insgesamt verzeichneten die Listen, die die Gemeinde nach Kriegsende an die Besatzungsmächte abzuliefern hatten, mehr als 1.400 Personen, die in Fieberbrunn untergebracht werden mussten. Stellt man sich die damals allgemein beengten Wohnverhältnisse vor, kann man sich unschwer vorstellen, vor welchen Hürden die Gemeindeführung hier stand.

Zur Unterbringung dieser Flüchtlingswelle wur-



den nahezu alle Fieberbrunner Häuser herangezogen. Natürlich wurden die Gasthäuser in erster Linie belegt, hier vor allem das Schlosshotel und die Bahnhofsrestauration, aber auch in Pensionen und Privathäusern fanden die Ausgebombten und Kriegsflüchtlinge ihre Unterkunft.

Die Flüchtlinge und Evakuierten, die sich beim Zusammenbruch des Deutschlands in Fieberbrunn befanden, stammten aus aller Herren Länder. Fast die Hälfte von ihnen waren Österreicher, vor allem aus Wien bzw. aus Gebieten, die von der russischen Armee eingenommen wurde. Viele stammten auch aus dem Sudetenland oder deutschen Sprachinseln auf dem Balkan, sie wurden in der Statistik als Staatenlose geführt. Die zweitgrößte Gruppe waren die „Reichsdeutschen“, viele von ihnen aus dem Ruhrgebiet, aus Berlin oder auch Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten. Auch eine Reihe von polnischen Fremdarbeitern, die vermutlich aus politischen Gründen nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren wollten, befand sich nach Ende des Krieges noch in Fieberbrunn. Daneben scheinen in den Listen auch noch vereinzelt Personen auf, deren Herkunft sich vom Iran über Bulgarien bis in die Baltischen Staaten erstreckte. Von der Gesamtzahl der Flüchtlinge landeten 1941 nur 0,3% in Fieberbrunn (eben die Familie Proff mit ihren Kindern) und 1942 0,7% der Gesamtzahl. Erst 1943 wurde der Zustrom größer (20%), 1944 übersiedelten 15%. Den Höhepunkt stellte kurz vor Kriegsende der April 1945 dar, 43% der Flüchtlinge kamen allein in diesem Monat nach Fieberbrunn.

In der Gesamtzahl waren die Frauen klar überrepräsentiert. Häufig war es sicher so, dass zuerst Frauen mit Kindern evakuiert wurden. Die Männer waren bei der Wehrmacht oder sonst unabkömmlich und konnten ihre Position nicht so einfach verlassen. Da-

Service des Personnes Déplacées
 Bezirk de Kitzbühel
 Etrangers Commune de Fieberbrunn

NATIONALITE deutsches Reich

Nos	Noms et Prénoms	Date et lieu de Naissance	Ancienne Adresse	Profession	Adresse actuelle	En Autriche depuis	Observations
1	Arasse Martha	22.1.1878 in Müllrose	Berlin, "Charlotten- burg 9, Bismarck- allee 23.	ohne	Fieberbrunn 110	4.1.44	gehört zur deutschen Familie Arasse
2	Paul Alois	13.1.1913 in Mannheim	Kannalen-Neubau Vingertstr. 49	Elektrotechn.	Fieberbrunn 270	14.9.43	
3	Paul Rosa	14.8.1909 in Wipitau/Tirol	Kannalen-Neubau Fieberbrunn 270	Haushalt	Fieberbrunn 270	15.7.44	
4	Paul Walter	17.11.1902 in St. Johann i. T.	Fieberbrunn 270	ohne	Fieberbrunn 270	1.1.44	
5	Paul Alfred	27.9.1904 in St. Johann i. T.	Fieberbrunn 270	ohne	Fieberbrunn 270	"	

Die Besatzungsmacht forderte in monatlichen Abständen die Meldelisten für die in Ort wohnenden Ausländer ein.

her war fast ein Viertel der Flüchtlinge und Evakuierten Kinder im Alter bis zu 15 Jahren. Auch in Fieberbrunn kamen noch Kinder zur Welt. Rund die Hälfte der Zugezogenen waren jüngere Erwachsene, ein Viertel war älter als 45 Jahre.

Nach Kriegsende versuchten die Tiroler Gemeinden schnell, wieder geordnete Verhältnisse herzustellen. Viele Flüchtlinge, in erster Linie Österreicher, verließen schnell wieder Fieberbrunn, vor allem, wenn sie hoffen konnten, zuhause geordnete Verhältnisse vorzufinden. Schwieriger war es für die Bewohner der Städte, welche vom Bombenkrieg stark in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Dort stand viel zu wenig Wohnraum zur Verfügung. Auch jene Flüchtlinge, deren Heimat von der Roten Armee besetzt waren, zögerten mit der Rückkehr, vor allem, wenn sie wegen ihrer politischen Vergangenheit im Dritten Reich nichts Gutes zu erwarten hatten. Die Bewohner der Ostgebiete konnten überhaupt nicht mehr zurück, da die Vertreibung der restlichen Deutschen in diesen Ländern bereits in vollem Gange war. Auch manche Zwangsarbeiter aus Polen oder der Ukraine hatten kein Bestreben, in ihre von den Russen besetzten Heimatländer zurückzukehren.

Vor allem die „Reichsdeutschen“ sollten, auch auf Grund der angespannten Ernährungslage, möglichst schnell abgeschoben werden, dies auch auf Weisung der Tiroler Landesregierung. Im ersten Gesetzesblatt vom 29. August 1929 wurde bezüglich der Aufenthaltsgenehmigung der deutschen Staatsangehörigen beschlossen, dass diese nur mehr Südtirolern und heimischen Ehefrauen von verstorbenen oder geschiedenen deutschen Bürgern zu gewähren sei. Diesbezügliche Ansuchen seien an die Bürgermeisterämter zu richten, die bei der Prüfung „strengsten Maßstab“ anzulegen hätten.

Auch die französische Besatzungsmacht war in-

volviert, der Militärregierung waren monatlich Listen mit allen Personen, die nach dem 1. Dezember 1944 ihren Wohnsitz in der jeweiligen Gemeinde genommen hatten, zu übermitteln.

Auf dieser Basis wies die Gemeinde nahezu alle Ansuchen um Aufenthaltsgenehmigung bzw. Heimatrecht in den nächsten Monaten ab. Nur in den seltensten Fällen konnten die Gesuchsteller eine wenigstens zeitweilige Genehmigung erhalten, nur ganz wenige konnten dauerhaft bleiben. In einem Fall wies die Gemeindeführung das Ansuchen einer Frau ab „mit dem Vermerk, dass ihre Leistungen auf antifaschistischem Gebiet bestimmt aner kennenswert sind, dass sie jedoch als Reichsdeutsche jetzt ein reicheres Betätigungsfeld in Deutschland findet und daher keine triftigen Gründe für einen Verbleib in Österreich vorliegen.“

Im Februar 1946 wurde noch ein allgemeines Zugangsverbot bei der Behörde beantragt, das auch den Touristenverkehr auf eine Aufenthaltsdauer von acht Tagen beschränken sollte.

Langsam ging die Zahl der Ausländer zurück: Waren im Juli 1945 noch 267 reichsdeutsche Flüchtlinge anwesend, Mitte August noch 202, so hielten sich im Jänner 1946 noch 126 Ausländer (69 Deutsche und 30 Staatenlose) in Fieberbrunn auf. Ende 1946 war diese Flüchtlingskrise beendet.

Quellen:

Mailverkehr mit Herrn Arno Proff, Juli 2020
 Archiv der Marktgemeinde Fieberbrunn (Meldelisten, Amtsblatt des Landes Tirol)
 Steiner Fritz: KLV. Innsbrucker Kinderlandverschickung. KLV-Lager in Tirol, projektverlag, Freiburg 2005